

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 37.

Montag, 13. Februar

1928.

Das Jorritpulver.

(Nachdruck verboten.)

Von Otto Schwerin.

Detectivroman aus dem Tagebuch des Dr. Luk.

Dr. Herming betrat die Vorhalle des Badischen Bahnhofs in Basel.

Ein Blick auf die große Uhr belehrte ihn, daß er noch über eine Stunde Zeit bis zum Abgang des Frankfurter Schnellzugs zu seiner Verfügung hatte.

Er bummelte durch die geräumige Vorhalle des Bahnhofs und verglich im Geiste den weiten, mehr praktischen und weitläufigen, als schönen Bau des jetzigen Bahnhofs mit den engen und altmodischen Baulichkeiten, die sich vor knapp einem Jahre, als er zum letztenmal in Basel war, „Badischer Bahnhof“ nannten.

Ein Personenzug aus Leopoldshöhe schien soeben eingelaufen zu sein. Vorstadtpublikum, Bauern und Arbeiter fluteten durch die Bahnhofshalle dem Ausgang zu, ein Gewühl, welches Herming veranlaßte, zur Seite zu treten und sich seine Fahrkarte zu lösen.

Trotzdem noch mehr als genügend Zeit bis zum Abgang des Zuges war, standen schon mehrere Reisende vor dem Schalter.

Hinter Herming schob sich schnell ein Einjährig-Freiwilliger in die Reihe der Reisenden, als könne er es nicht abwarten, bis er, mit einer Fahrkarte versehen, im Zuge säße.

Am Schalter versuchte gerade ein glattrasierter Amerikaner in seinem breiten Englisch dem Schalterbeamten verständlich zu machen, daß er die „custom formalities“ erst in Baden-Baden zu erledigen wünsche, und war sehr ungehalten über den Bescheid, daß er der Zollrevision hier in Basel und sogar persönlich beiwohnen müsse. Seine Fahrkarte zahlte er in amerikanischen Dollars, und als er den Überschuß in Markwährung herausbekam, ließ er sich von dem Beamten umständlich die Umrechnung auseinandersetzen. Dann fragte er, wo das Zollamt sei.

Herming fluchte innerlich über die Langeweile seines Vordermannes, um so mehr, als hinter ihm die Wartenden auch ungeduldig nach vorne drängten.

Endlich hatte der Yankee sein Wechselgeld eingestrichen und pilgerte mit seinem seitwärts wartenden Dienstmann dem Zollamt zu.

Herming trat an den Schalter.

„Frankfurt, zweiter, Schnellzug.“

„Bierundzwanzig Mark siebzig.“

Mit seinem Gepäck betrat er dann gleichfalls den Revisionsaal und legte sein Handgepäck — größeres Gepäck hatte er für die paar Tage gar nicht mitgenommen — auf die Rampe.

„Haben Sie etwas Zollpflichtiges?“

Herming schüttelte den Kopf und wies wortlos auf seine Handtasche.

„Zigarren, Zigaretten, Schokolade, Seide?“

„Nichts, nur Kesseffekten.“

Der Beamte trübelte mit Kreide irgendeine Hieroglyphe auf Doktor Hermings Gepäckstück; er konnte passieren und betrat den Wartesaal erster Klasse, wo er sich an einem Tische niederließ.

Als er sein Fahrscheineheft in die Brusttasche legte, fiel sein Blick auf das Chiffretelegramm, das er kürz-

vor seiner Abreise in Basel noch im Hotel de l'Univers erhalten hatte.

Verdier mahnte zur Vorsicht.

Die Züricher Polizei hatte also doch schon Wind von der Sache bekommen. — Der Teufel hole diese Schweizer. — So steif und ungelent sie auch sind, ihre Polizei ist doch gefährlich gut organisiert und hat viel gelernt. Er war, wenn er offen sein sollte, doch froh, nun schon gewissermaßen auf deutschem Boden zu sein.

Der Badische Bahnhof in Basel liegt zwar noch auf Schweizer Gebiet, aber wenn die Schweizer Polizei etwas von ihm hätte wissen wollen, so würde sie wahrscheinlich nicht erst gewartet haben, bis er im Wartesaal des Badischen Bahnhofs angelangt sei.

Außerdem, was liegt denn eigentlich gegen ihn vor?

Verdachtsgründe? — Pah, auf einen bloßen Verdacht hin wird noch keiner gehenkt, und der Beaufsichtigung durch irgendeinen Spitzel, den man ihm unter Umständen nachgesandt hat, wird er sich schon entziehen. Das soll seine geringste Sorge sein.

Daß die Züricher Polizei, wenn sie schon Verdacht geschöpft, auch einen ihrer Beamten auf seine Spur gehegt hat, der ihn eventuell nach Deutschland begleitet, um die Dinge abzuwarten, die da kommen sollten, darüber hegte er keinen Zweifel. Die Schwierigkeit bestand für ihn nur darin, dem Detektiv, der ihn wohl kannte, der ihm selbst aber ganz unbekannt war, eine Nase zu drehen.

Der Wartesaal war ziemlich besetzt. Daß sich sein Verfolger, wenn überhaupt einer vorhanden war, gleichfalls im Wartesaal befand, war zwar nicht unbedingt sicher, aber sehr leicht möglich.

Er ließ seinen Blick unauffällig durch den Wartesaal schweifen.

Der Tisch links von ihm war leer, rechts die alte Dame mit dem Teeglas und dem vielen Gepäck kam nicht in Betracht.

Er mußte innerlich über diese umständlichen Frauenzimmer lachen, die sich von ihrem Gepäck nicht trennen können. Anstatt ihre größeren Gepäckstücke aufzugeben, nehmen sie lieber den ganzen Kram mit in ihr Abteil. Dort belegen sie zum großen Mißvergnügen ihrer Mitreisenden (was sie aber nicht im mindesten stört) mit ihren Kisten, Koffern, Plais und so weiter alle freien Plätze und haben bei jeder Station, an welcher der Zug hält, die Tür mißtrauisch im Auge, auf daß ja niemand ins Abteil käme, der sie auffordern könne, einen oder den andern der Plätze zum Sitzen freizugeben. Sie atmen erst erleichtert auf, wenn der Zug ihren Bestimmungsort erreicht hat, — wo dann die Aufregung mit dem Gepäckträger wieder beginnt.

Die beiden Herren vor ihm können auch nicht gut in Frage kommen.

Der eine, jüngere, der beiden ist der Typus des Puhreisenden für eines der Frankfurter oder Kölner Häuser, welche die Schweiz unsicher machen.

Sein etwas älteres Bisavus scheint auch zum Fach zu gehören, die Mustertasche, die neben ihm auf dem Stuhl steht, beweist es zur Genüge.

hoff. Was sie reden, kann Doktor Herming nicht verstehen, doch das faunische Grinsen, das das Gesicht des Älteren während der ganzen Unterhaltung nicht verläßt, läßt in Herming keinen Zweifel aufkommen, daß der Jüngere sein Repertoire an Anekdoten auffüllt, deren reichhaltige Kenntnis für ihn fast wichtiger ist als eine vorteilhafte Musterkollektion. Daß es das unerschöpfliche Thema „Weib“ ist, das durchgehends wird, sagt Herming das verständnisvolle Augenzwinkern, mit dem der Jüngere die Weisheit des Älteren aufnimmt.

Wie ein Kriminalbeamter sieht keiner der beiden aus, ebensowenig kommt der ältere Herr am Nebentisch, der eifrig Ansichtspostkarten schreibt, wahrscheinlich, um seinen Vorrat Schweizer Marken noch auf gute Weise loszuwerden, kaum in Betracht.

Herming stellt sein Bierglas auf die andere Tischseite und wechselt seinen Platz, was ihm ermöglicht, auch die auf der anderen Seite des Wartesaales Sitzenden unauffällig zu betrachten.

Bis fünf Tische entfernt sitzt ein Einjähriger vom 114. Infanterieregiment. Er ist mit einem älteren Herrn im Gespräch. Proper, wie aus dem Ei gepellt, scheint ihm sein reichlich hoher Kragen höchst unbequem zu sein, denn die angeregte Unterhaltung, die er führt, hindert ihn nicht, fortwährend mit dem Zeige- und Ringfinger der rechten Hand an seinem Kragen herumzuarbeiten. Er scheint in Urlaub zu fahren oder aus dem Urlaub zu kommen; sein Begleiter dürfte ein Verwandter von ihm sein.

Der katholische Geistliche da drüben, welcher sich so angelegentlich mit seinem Frühstück befaßt, sieht gewiß nicht nach einem Detektiv aus; die anderen Insassen des Wartesaals sind zu weit von seinem Tisch entfernt, daß er sich unauffällig ein Urteil über sie bilden könnte.

In diesem Augenblick betrat ein Dienstmann mit Gepäckstücken beladen den Wartesaal, gefolgt von zwei älteren Damen.

Ein Blick auf die Uhr belehrte Herming, daß es nun auch angebracht sei, sich einen guten Platz im Zug zu sichern.

Er zahlte, nahm Hut und Mantel auf und wollte auf den Bahnsteig hinaustreten, als er mit seinem Mantel an der Zentralheizung hängen blieb und, um ihn freizubekommen, gezwungen war, seine Handtasche, die er in der rechten Hand hielt, auf den Boden zu stellen und sich halb umzudrehen.

Fast gleichzeitig mit ihm hatte sich auch der Einjährige erhoben und seinem älteren Begleiter die Hand zum Abschied gereicht. Nun klappte er die Abzüge zusammen und legte zwei Finger der rechten Hand an den Mützenrand, ließ sie aber mit einem Schwung gleich wieder sinken.

Doktor Herming nahm umständlich seinen Mantel zusammen, legte ihn auf den Arm, die Handtasche nahm er langsam in die rechte Hand und ließ den Einjährigen mit seinem Begleiter an sich vorbei auf den Bahnsteig hinaustreten.

Er hörte gerade, wie der Soldat in unverfälschtem Züricher Dialekt zu seinem Begleiter sagte: „s is scho recht, i werd sofort schrybe.“

Von Doktor Herming nahmen beide nicht die geringste Notiz, würdigten ihn nicht einmal im Vorbeigehen eines Blickes, dennoch hatten zwei Kleinigkeiten genügt, bei diesem Verdacht zu erwecken.

Erstens der Gruß, mit welchem sich der Einjährige verabschiedet hatte: so grüßt kein deutscher Soldat.

Außerdem konnte sich Doktor Herming den unverfälschten Schweizer Dialekt bei einem deutschen Einjährig-Freiwilligen nicht recht erklären. Selbst wenn er von der Grenze stammte, worauf die Garnison seines Regiments, Konstanz, ja hinwies, blieb die Sache verdächtig.

Nun wohnten freilich gerade in der Schweiz eine große Anzahl Reichsdeutsche, die sich aus irgend einem Grunde nicht naturalisieren lassen. Ihre Kinder, die in der Schweiz aufgewachsen und in ihrem ganzen Wesen, ihrer Art und Sprache, Schweizer sind, mußten dann mit 20 Jahren, falls sie männlichen Geschlechts und tauglich waren, über die Grenze, um ihre zwei Jahre

zu dienen. Was sie denken, kann Doktor Herming nicht verstehen, doch das faunische Grinsen, das das Gesicht des Älteren während der ganzen Unterhaltung nicht verläßt, läßt in Herming keinen Zweifel aufkommen, daß der Jüngere sein Repertoire an Anekdoten auffüllt, deren reichhaltige Kenntnis für ihn fast wichtiger ist als eine vorteilhafte Musterkollektion. Daß es das unerschöpfliche Thema „Weib“ ist, das durchgehends wird, sagt Herming das verständnisvolle Augenzwinkern, mit dem der Jüngere die Weisheit des Älteren aufnimmt.

Wie ein Kriminalbeamter sieht keiner der beiden aus, ebensowenig kommt der ältere Herr am Nebentisch, der eifrig Ansichtspostkarten schreibt, wahrscheinlich, um seinen Vorrat Schweizer Marken noch auf gute Weise loszuwerden, kaum in Betracht.

Herming stellt sein Bierglas auf die andere Tischseite und wechselt seinen Platz, was ihm ermöglicht, auch die auf der anderen Seite des Wartesaales Sitzenden unauffällig zu betrachten.

Bis fünf Tische entfernt sitzt ein Einjähriger vom 114. Infanterieregiment. Er ist mit einem älteren Herrn im Gespräch. Proper, wie aus dem Ei gepellt, scheint ihm sein reichlich hoher Kragen höchst unbequem zu sein, denn die angeregte Unterhaltung, die er führt, hindert ihn nicht, fortwährend mit dem Zeige- und Ringfinger der rechten Hand an seinem Kragen herumzuarbeiten. Er scheint in Urlaub zu fahren oder aus dem Urlaub zu kommen; sein Begleiter dürfte ein Verwandter von ihm sein.

Der katholische Geistliche da drüben, welcher sich so angelegentlich mit seinem Frühstück befaßt, sieht gewiß nicht nach einem Detektiv aus; die anderen Insassen des Wartesaals sind zu weit von seinem Tisch entfernt, daß er sich unauffällig ein Urteil über sie bilden könnte.

In diesem Augenblick betrat ein Dienstmann mit Gepäckstücken beladen den Wartesaal, gefolgt von zwei älteren Damen.

Ein Blick auf die Uhr belehrte Herming, daß es nun auch angebracht sei, sich einen guten Platz im Zug zu sichern.

Er zahlte, nahm Hut und Mantel auf und wollte auf den Bahnsteig hinaustreten, als er mit seinem Mantel an der Zentralheizung hängen blieb und, um ihn freizubekommen, gezwungen war, seine Handtasche, die er in der rechten Hand hielt, auf den Boden zu stellen und sich halb umzudrehen.

Fast gleichzeitig mit ihm hatte sich auch der Einjährige erhoben und seinem älteren Begleiter die Hand zum Abschied gereicht. Nun klappte er die Abzüge zusammen und legte zwei Finger der rechten Hand an den Mützenrand, ließ sie aber mit einem Schwung gleich wieder sinken.

Doktor Herming nahm umständlich seinen Mantel zusammen, legte ihn auf den Arm, die Handtasche nahm er langsam in die rechte Hand und ließ den Einjährigen mit seinem Begleiter an sich vorbei auf den Bahnsteig hinaustreten.

Er hörte gerade, wie der Soldat in unverfälschtem Züricher Dialekt zu seinem Begleiter sagte: „s is scho recht, i werd sofort schrybe.“

Von Doktor Herming nahmen beide nicht die geringste Notiz, würdigten ihn nicht einmal im Vorbeigehen eines Blickes, dennoch hatten zwei Kleinigkeiten genügt, bei diesem Verdacht zu erwecken.

Erstens der Gruß, mit welchem sich der Einjährige verabschiedet hatte: so grüßt kein deutscher Soldat.

Außerdem konnte sich Doktor Herming den unverfälschten Schweizer Dialekt bei einem deutschen Einjährig-Freiwilligen nicht recht erklären. Selbst wenn er von der Grenze stammte, worauf die Garnison seines Regiments, Konstanz, ja hinwies, blieb die Sache verdächtig.

Nun wohnten freilich gerade in der Schweiz eine große Anzahl Reichsdeutsche, die sich aus irgend einem Grunde nicht naturalisieren lassen. Ihre Kinder, die in der Schweiz aufgewachsen und in ihrem ganzen Wesen, ihrer Art und Sprache, Schweizer sind, mußten dann mit 20 Jahren, falls sie männlichen Geschlechts und tauglich waren, über die Grenze, um ihre zwei Jahre

zu dienen. Was sie denken, kann Doktor Herming nicht verstehen, doch das faunische Grinsen, das das Gesicht des Älteren während der ganzen Unterhaltung nicht verläßt, läßt in Herming keinen Zweifel aufkommen, daß der Jüngere sein Repertoire an Anekdoten auffüllt, deren reichhaltige Kenntnis für ihn fast wichtiger ist als eine vorteilhafte Musterkollektion. Daß es das unerschöpfliche Thema „Weib“ ist, das durchgehends wird, sagt Herming das verständnisvolle Augenzwinkern, mit dem der Jüngere die Weisheit des Älteren aufnimmt.

Wie ein Kriminalbeamter sieht keiner der beiden aus, ebensowenig kommt der ältere Herr am Nebentisch, der eifrig Ansichtspostkarten schreibt, wahrscheinlich, um seinen Vorrat Schweizer Marken noch auf gute Weise loszuwerden, kaum in Betracht.

Herming stellt sein Bierglas auf die andere Tischseite und wechselt seinen Platz, was ihm ermöglicht, auch die auf der anderen Seite des Wartesaales Sitzenden unauffällig zu betrachten.

Bis fünf Tische entfernt sitzt ein Einjähriger vom 114. Infanterieregiment. Er ist mit einem älteren Herrn im Gespräch. Proper, wie aus dem Ei gepellt, scheint ihm sein reichlich hoher Kragen höchst unbequem zu sein, denn die angeregte Unterhaltung, die er führt, hindert ihn nicht, fortwährend mit dem Zeige- und Ringfinger der rechten Hand an seinem Kragen herumzuarbeiten. Er scheint in Urlaub zu fahren oder aus dem Urlaub zu kommen; sein Begleiter dürfte ein Verwandter von ihm sein.

Der katholische Geistliche da drüben, welcher sich so angelegentlich mit seinem Frühstück befaßt, sieht gewiß nicht nach einem Detektiv aus; die anderen Insassen des Wartesaals sind zu weit von seinem Tisch entfernt, daß er sich unauffällig ein Urteil über sie bilden könnte.

In diesem Augenblick betrat ein Dienstmann mit Gepäckstücken beladen den Wartesaal, gefolgt von zwei älteren Damen.

Ein Blick auf die Uhr belehrte Herming, daß es nun auch angebracht sei, sich einen guten Platz im Zug zu sichern.

Er zahlte, nahm Hut und Mantel auf und wollte auf den Bahnsteig hinaustreten, als er mit seinem Mantel an der Zentralheizung hängen blieb und, um ihn freizubekommen, gezwungen war, seine Handtasche, die er in der rechten Hand hielt, auf den Boden zu stellen und sich halb umzudrehen.

Fast gleichzeitig mit ihm hatte sich auch der Einjährige erhoben und seinem älteren Begleiter die Hand zum Abschied gereicht. Nun klappte er die Abzüge zusammen und legte zwei Finger der rechten Hand an den Mützenrand, ließ sie aber mit einem Schwung gleich wieder sinken.

Doktor Herming nahm umständlich seinen Mantel zusammen, legte ihn auf den Arm, die Handtasche nahm er langsam in die rechte Hand und ließ den Einjährigen mit seinem Begleiter an sich vorbei auf den Bahnsteig hinaustreten.

Er hörte gerade, wie der Soldat in unverfälschtem Züricher Dialekt zu seinem Begleiter sagte: „s is scho recht, i werd sofort schrybe.“

Von Doktor Herming nahmen beide nicht die geringste Notiz, würdigten ihn nicht einmal im Vorbeigehen eines Blickes, dennoch hatten zwei Kleinigkeiten genügt, bei diesem Verdacht zu erwecken.

Erstens der Gruß, mit welchem sich der Einjährige verabschiedet hatte: so grüßt kein deutscher Soldat.

Außerdem konnte sich Doktor Herming den unverfälschten Schweizer Dialekt bei einem deutschen Einjährig-Freiwilligen nicht recht erklären. Selbst wenn er von der Grenze stammte, worauf die Garnison seines Regiments, Konstanz, ja hinwies, blieb die Sache verdächtig.

Nun wohnten freilich gerade in der Schweiz eine große Anzahl Reichsdeutsche, die sich aus irgend einem Grunde nicht naturalisieren lassen. Ihre Kinder, die in der Schweiz aufgewachsen und in ihrem ganzen Wesen, ihrer Art und Sprache, Schweizer sind, mußten dann mit 20 Jahren, falls sie männlichen Geschlechts und tauglich waren, über die Grenze, um ihre zwei Jahre

Die Mondbrücke.

Nieselnd wie Schnee, tropft Mondlicht in mein Fenster
Und überflodt die Nacht mit dünnem Schaum.
Ein Suschen flüßig kimmern der Gespenster
Drängt in des Zimmers schwarzverengten Raum.
Durchs Dunkel gittert sich ein hell Geranke,
Von flatterleichtem Schattenpiel durchstreift,
Wenn zuckend in die Mondscheinspur das schwanke
Netzwerk der schmalgezirkten Zweige greift.
Dann schlingt sich schimmernd durch die Fensterlücke
In schlafverhangenes Schwarz ein Strahlenband,
Als wär aus Träumen eine Silberbrücke
Empor in die Unendlichkeit gespannt.

Heinrich Heine.

Ibn Batutah, der Karawanenführer.

Von Franz Friedrich Oberhauser.

Wir hatten Dschebal mit seinen weissen, blendenden Häusern zurückgelassen wie ein gläsernes, flirrendes, zauberhaftes Spiel; wir hatten die Menge der uns begleitenden, immerfort rufenden, lärmenden und beglückwünschenden Männer, Frauen und Kinder hinter uns gelassen, die neben uns herliefen, immer weniger werdend, bis wir das letzte Haus erreichten; dann waren wir allein und ritten der Wüste zu, dem Abenteuer entgegen; es war ein Donnerstag, der Tag, den Allah mit Glück beschenkt hatte.

Im blauen Schatten des Palmenhaines kam uns die schöne Frau des Scheichs, Meranda, entgegen; sie kam aus ihrem Garten, in dem sie eine Stunde neben den frischen singenden Bässern geträumt und geruht hatte. Eine Negersfrau einen hellgelb geflochtenen Korb auf dem kurahaarigen Kopf; Meranda hatte in ihrem Garten süße Früchte für den Scheich und die Kinder gepflückt; sie leuchteten hell aus dem runden Korb. Als uns Meranda sah, lächelte sie dem Führer der Karawane zu.

„Wünsche uns Glück auf den Weg, Meranda!“ rief Ibn Batutah.

Und Meranda nahm den seidenen, schweren Gürtel vom Leib und hielt ihn mit zwei Fingern an jedem Ende

Ohne uns aufzuhalten, ging der Ritt weiter. Bald verlor sich der blaue, wolkige Schatten der hohen Palmen; wir sahen noch Merauda in ihrer prachtvollen seidnen Kleidung, gefolgt von der haßnackten schwarzen Dienerin mit dem Korb der Früchte auf dem Kopf, der Stadt zuschreiten, dann hob sich vor uns die Wüste in einer von der geneigten Sonne überpiegelten, orangegoldenen Farbe. Plötzlich stieg, gleichsam aus der Erde hervor, ein Reiter aus dem Sand; er kam über eine Hügelwelle herauf auf uns zu. Ibn Batutah grüßte weithin den Scheich, der in einem Sattel aus rotem Leder von Tafilest sah, (wir Europäer nennen es Maroquin). Die Zügel des Pferdes waren gestickt mit bunter Seide und Gold und Silber, in einer Art, die niemand wundervoller zuwege bringt, als der Arbeiter in den berühmten Stickerwerkstätten zu Fiala. Das Gewehr aus Tunis hing über dem weißen Faltentwurf, und der Katagan in silberner Scheide hing an dem Gürtel unter dem Mantel.

Das war die letzte Begegnung. Dann kam Ede und Leere, kamen die Stunden, in denen man immer wieder in die endlose Weite sieht. Die Lust flirrte über dem Sande, und der Wind spielte mit ihm und trug ihn zu kleinen Wellen zusammen, zu starren Bogen, und riß ihn unter den Hufen der Kamele fort, daß es manchmal wie ein leises, märchenhaftes Singen vernehmbar wurde.

Die Chamils prüften mitunter das Gepäck auf den Kammern; sie sahen nach, ob die Schläuche mit Butter unter den Fellen lagen. Sie hatten Ruskussi und Hobalas — Wollkleider — aufgenäht, und Drur, eine Art Weibhaud, dessen Wohlgerüche die kleinen Gaststätten und Bazare erfüllten; sie hatten Datteln und Schläuche mit Wasser mitgenommen und buntfarbige Mahazema, Gürtel und Schleier, um sich damit andere Waren auszutauschen. Der Karawane voraus ritten manchmal Schuafs, Späher, um Ausschau zu halten, ob sich in der Ferne nicht Stürme oder räuberische Gruppen zeigten. Der Chodsch, der Schreiber, saß auf einem hohen Sattel; er hatten den weißen Burnus weit in die Stirne gerückt und bachte angestrengt über die Rechnungen nach, die er in der nächsten Oase zu begleichen hatte.

Ein dünnes Mimmern flieg draußen in der Ferne auf, ein unbeschreiblich zartes Verwehen des grellen Lichtes; wie ein traumhafter Hauch lag der zerbrechende Tag über den Sandbergen. Manchmal sahen wir Spuren vor uns, dann verschwanden sie wieder; aber unerschütterlich, in einer Art geheimnisvollen Fälschung fand der Führer seinen Weg.

Ibn Batutah, der Chrebit, Führer der Karawanen, war weithin bekannt, wie die Filali aus Tafilest, wie die Kosen aus Schiras; er besah drei Frauen, eine in Tuat, eine in Hoggar und eine in Targi. Auf diese Weise wurde in allen Richtungen sein Ruf gefestigt, und es gab keine Oase in der sudanesischen Wüste, die Ibn Batutah nicht kannte. Er kam aus dem Stamme der Tuareg, und die Lust am Abenteuer, das unruhige Blut, der fräftige Körper und die Lust an den Gewaffen und gefährlichen Spielen brachten ihm bald den Titel der Berühmtheit; den Titel des Meisters eroberte er sich während seiner Führung, an der wir

Stunden waren vergangen; immer dieselben Stunden; nur das Spiel des verlöschenden Tages brachte die Abwechslung; dann kam die Nacht an einem kleinen Palmenbestand, hinter verfallenen Gemäuer gab es eine spärliche Oase. Früh am nächsten Tage, bevor die Sonne noch die Nacht über die Wüste hatte, ging die Reise weiter. An jenem Tage aber geschah es, daß Ibn Batutah von einer eigenen Ursache gefangen wurde, er stieg ab und schritt ganze Strecken weit zu Fuß durch den glühend werdenden Sand. Er blieb stehen, fühlte in die Luftströmungen, hob eine Handvoll Sand vom Boden auf, ließ ihn leise durch die Finger gleiten. Dann änderte er die Richtung, schwenkte in einem schwachen Bogen ab, und es ging wieder weiter, bis Ibn Batutah abermals das Reittier verließ und nach einer Hand voll Sand griff.

Jene, die ihn begleiteten und untertan waren, schüttelten die Köpfe und sahen mit Erstaunen dem Tun des abgewandenen Führers zu. „Allah wird ihm nicht die Klarheit des Verstandes und die Sicherheit genommen haben!“ sagten sie zueinander. Aber Ibn Batutah ließ sich nicht hören, er gab keine Antwort und schwieg, wenn ihn einer um das Tun befragte.

Auch dieser seltsame Tag verging, und es kam eine seltsame Nacht. Seltsam war sie, denn niemals suchte Ibn Batutah die hellen Sterne, niemals erhob er den Kopf, dem tiefgeschmühten Himmel zu; was alle anderen Wundertaten, wenn sie die Karawane durch die Wüstenmacht zu führen hatten, Ibn Batutah tat es nicht: er führte die Kamele langsam den Weg weiter durch die Nacht, dem Morgen entgegen. Zweifel ließen in uns auf. Das Grauen, das Gespenst der Wüste sind sie, wenn man allein

liegenden Sande, aus der endlosen Weite. Und niemand da, der uns dann bestehen könnte. Wir sind verloren. Dann steht alles auf dem Spiel, dann rückt das Abenteuer unerbittlich heran, Sinne und Gefühle bewegen sich einem Aufruhr zu; das Mißtrauen erwacht und zugleich die Hoffnung auf die Kameradschaft und die Einigkeit.

„Er hat die Richtung verloren!“ flüsternten sich die arabischen Knechte zu. „Er hat den Weg verloren“, erwiderte der zweite, und der dritte flehte zu dem mitreisenden Muezzin, Allah um Gnade anzusprechen.

Aber Ibn Batutah, der das Mißtrauen und die Zweifel fühlte, wandte sich ein einziges Mal an einen der Leute und sagte: „Wer das Vertrauen verliert, verliert Allah, wer Allah verliert, verliert die Welt!“

„Also hast du den Weg verloren?“ hefte ihm die Frage entgegen, „und wir werden eine Meile der Wüste werden?“

„Stehe ich nicht ein mit Dia, meinem Blutsohn, für alles, was hinter mir ist, was ich zu führen und zu überbringen versprochen habe?“ erwiderte Ibn Batutah, und er blickte sich neuerdings und heft eine Hand voll Sand auf und prüft ihn mit der Zunge, und eine Meile weiter tastet er nach einem verdorrten Grashalm, und wieder eine Meile horcht er in die Wüste hinein, aus der das unbeschreibliche Raunen der Elemente kommt; er horcht in die Wüste hinein, nach ihren Gewalten; er kennt die Sprache des erwachenden Sturmes, er kennt die Last der Hitze, und er kennt das Singen des Sandes; alles kennt er, und so kennt er auch den Weg.

Warum bleibt Ibn Batutah dann so oft stehen? Warum fühlt er nach der Luft, warum tastet er nach den verdorrten Gräsern, und warum lauscht er dem Geräusch des Sandes, das mit einem metallischen Ton unter den Hufen der Kamele kommt? Kann er die Richtung fühlen, die endlose Höhe, die sich in den Mittag hebt, den gläsernen Himmel, der sich mit einer blendenden Helle über den Sudan und die fernenlose Einsamkeit wölbt?

Und immer stärker lastet der Weg durch die Wüste, drückt die Last der Unsicherheit auf die Menschen; und immer heftiger schürt sie das Mißtrauen und die Zweifel, denn nichts ist da, das eine Kontrolle gäbe, eine Sicherheit: immer die gleichen hochgeschwungenen Hügelwellen, die Sandtäler, die Grate . . . ; dann schlägt die Dese der Einsamkeit herbei, dem Herzen zu, und ein Laut steckt in der trockenen Kehle, die sich nicht über die dünnen Lippen magt: denn ringsum wächst das Entsetzen empor, und das Wort flüstert sich, ergreift uns, entfaltet sich und bedroht uns und wird uns besiegen und vernichten . . . besiegen! Dieses eine Wort: Wüste! . . .

In gleichmäßigem Schritt gehen die Kamele weiter; und Ibn Batutah läßt sich nicht irre machen und schreitet in die Leere hinein, in das Nichts, das nur ein Ziel kennt. Und wieder blickt er sich, und wieder rieselt der Sand durch seine alten Finger; und wieder lauscht er und tastet nach den Gräsern und bleibt stehen und sieht hinein, in diese Nacht, in diesen Morgen. Dann winkt er dem Muezzin, er möge seinen Teppich auf den Sand breiten und er möge zu Allah bitten. Zu Allah!

Und . . . als alles verloren schien, schreitet Ibn Batutah in die Nacht hinein weiter, gefolgt von Zweifeln, Bedrückten, traktlosen Knechten; draußen im ersten Mondschlein steigt eine kleine Stadt aus der Wüste empor, es wird eine Fata Morgana sein! Der Teufel treibt sich schon um uns her und neckt uns! Aber es war keine Fata Morgana, es war Hoggar, und wir sahen die weißen Häuser im Duft des nächtlichen Lichtes, und alles verankert hinter uns, aller Zweifel, alle Unsicherheit, alles Mißtrauen, Ibn Batutah ist ein berühmter Führer, der die Wege kennt!

Und als wir im Khan auf den niederen Stühlen saßen, als Ibn Batutah in unsere Mitte trat, als ihn der Muezzin mit offenen Armen empfing und ihn begrüßte, da wandte er sich an einen Danebenstehenden, um ihm zu danken.

Ibn Batutah, der Muezzin sprach zu dir, und du wendest dich ab? Aber Ibn Batutah wollte sich nicht abwenden, er tastete weiter, man bot ihm einen Becher an, er nahm das Getränk nicht, Ibn Batutah . . . war blind geworden!

Wir standen erarrissen um den stolzen Mann; die Araber wichen zurück; die Botenschaft drang ringsum unter die Händler und Kaufleute, die Menschen kamen herbei, um den blinden Karawanenführer zu sehen, und der Muezzin warf sich wieder auf die Erde, um Allah zu danken für die Gnade, die er Ibn Batutah erwiesen.

Die erblindeten Augen emporgerichtet, die Hände tastend vor sich her, schritt Ibn Batutah der Tür zu, das Gesicht den Sternen entgegen, neigte er den Kopf viermal in alle Richtungen des Windes, dann schenkte ihm sein Herz ein leises, mühsames Lächeln, das über dieses alte Antlitz spielte.

Der Schandfleck.

Von Marie Henriette Steil.

In einem winsigen, mageren Armleutegarten sitzt der Knirps mütterlecken allein zwischen zwei angekränkelten Salatköpfen. Er fühlt sich wonnig geborgen in seinem Schlupfwinkel, die beiden Salatköpfe dünken ihm mächtige, unübersteigbare Schutzwälle, und der kleine Garten scheint ihm ein Urwald an Ausdehnung, Wandern und Gefahren.

O ja, Gefahren!

Eben erst der riesengroße Käfer, der so schnell lief.

Aber hier im Salat ist Sicherheit, da kann man ruhig spielen. Mit wahrem Hochgenuss wühlt der Knirps in der feuchten braunen Erde. Die molligen Kinderhände haben eine Vehmkruste, und das Gesicht zeigt wunderbare Tätowierungen aus Erde, Tränenspuren, Marmelade und einem überfließenden Näschen.

Schön ist der Knirps nicht, auch wenn er einmal ausnahmsweise gewaschen ist. Er ist kaum dreijährig, sein Gesichtchen ist kummervoll, das Haar struppig rot, die kleine Nase armselig, ungepflegt und krummbeinig. Nur die großen Blauaugen sind schön, doch unfreudig tief und ernst.

Er heißt Knirps, der kleine Proletarier, sicher hat er einen Taufnamen, aber er hat ihn nie gehört. Die Großeltern lieben ihn nicht, weil er ein Schandfleck ist, und die Mutter ist den ganzen Tag fort, die macht sich auch nicht viel aus dem Knirps. Einen Vater kennt er nicht. Seine weltfremde, kleine Seele, die niemand leitet, hält die Menschen ihrer Umgebung für große, gefährliche Tiere, denen sie wehrlos, wie ein armes, kleines Haustier ausgeliefert ist. Die Mutter schimpft, die Großmutter füttert und pufft ihn, und der Großvater verhaut den Knirps. Das sind die drei Menschen, mit denen er zusammen lebt, drinnen in dem armseligen Haus.

Aber draußen im Garten ist es schön. Hier ist der Knirps allein und alles ist so weit und hell — und so hoch, so hoch. Man steht keinem im Wege, wird nicht geknufft, es gibt keine Katastrophen wie drinnen, wo man so leicht über Großvaters Fuß fällt oder etwas umstößt und für das alles jämmerliche Stöße bekommt.

Und dann findet man hier so wundervolles Spielzeug, Kieselsteine, Schnedenhäuschen, bunte Scherben! Manchmal kommt auch ein Schmetterling vorbei — eine blaue Brummfliege hat sich direkt auf seine schmutzige kleine Nase gesetzt.

Das war ein Erlebnis! Gefräßt hat es! Nun brummt sie ihm ein paarmal um die Ohren, so laut! Und schließlich setzt sie sich auf seine Hand.

Der Knirps hält den Atem an. Wie sie glänzt, die Brummfliege, und so haarig ist sie, und wie lange sie sitzen bleibt! Sie wird doch nicht beißen?

Ganz große Augen macht der Knirps. Es ist ungeheuer spannend. Gott sei Dank! Nun ist sie fortgesummt, nicht mehr zu sehen.

Er ahmt den Laut nach — su, su — und der kleine Mund plappert und lachst und kräht, der arme, kleine Mund, der noch nicht reden kann, weil niemand ihn lehrt.

Eine seltsame Sprache spricht der Knirps im Garten. Er summt, zwitschert und flötet, trompetet unvermittelt einen hellen Jauchzer in die Welt oder flüstert fremdartige Laute leise und zärtlich vor sich hin.

Das armselige Erdenknechtchen mit seinem Dubend Salatköpfen, der Handvoll Möhren und Bohnen zwischen vielem Unkraut ist ein Paradies, dessen Wunder und Wonnen allein der Knirps kennt. Hier ist die Heimat seiner einsamen Kinderseele. Kein Obst, keine süßen Beeren wachsen da und doch ist es ein Eden.

Der Knirps ist nicht verwöhnt. Er laut gedankenvoll ein wenig Erde. Sie schmeckt nicht gerade schlecht, aber sein Nierinstinkt läßt ihn nach besserer Kost suchen. Ein Gänseblümchen in Reichweite ist auch nicht das Richtige. Drüben irgendwo, das weiß der Knirps, stecken in der Erde die süßen Möhren, nur weiß er die Stelle nicht mehr genau. Also geht er auf die Suche.

Sie lassen sich nicht finden, die Möhren, aber an einer feuchten Stelle in einer Mauerrede entdeckt der Knirps etwas ganz Wunderbares. Unter verwesendem Laub stehen auf kurzen, dicken Stielen kleine glänzende Süßkirschen und Pflümchen, so viele, ein ganzer Wald. Und die pudrigen Männchen krazeln gar an der Mauer empor, da, wo sie so schwarz und feucht ist.

Das gibt zu tun! Der Knirps spielt und plaudert, stopft ins Mäulchen und schlegt. Gut schmeckt es!

Bis aus dem Hause das gellende Rufen einer Mutterstimme ertönt. Da zuckt der Knirps zusammen und seine Kinderstirne wird faltig. Richtig, alte Sorgenfalten graben sich hinein, die Blauaugen haben plötzlich allen Glanz

verloren und der kleine Mund wird schmerzhaft verzogen. Matt läßt der Knirps den Kopf hängen.

Die Großmutter findet ihn in Krämpfen, mit zerrückten Giftpfützen in beiden Fäustchen und in allen Taschen.

Nach wenigen Stunden ist der Knirps tot.

Die Menschen um die kleine Leiche wischen sich die Augen anstandshalber. Aber innerlich finden sie alle, daß diese Fügung des Schicksals ein Segen sei.

Welt u. Wissen

Frauen, die zwei Männer und mehr haben. Ladaß, das abgepflossene und noch wenig bekannte Gebirgsland, das zwischen Kaschmir und Tibet liegt, ist ein Reich, in dem die Frauen seit uralten Zeiten alles das erlangt haben, worum ihre europäischen Schwestern noch kämpfen; ja, die Damen von Ladaß haben sogar mehr Rechte, als die moderne Frau sich wünschen möchte, denn sie können beliebig viele Männer zu Gatten nehmen. Von diesem „sauberhaften Ladaß“ erzählt Major L. M. Comper von der anglo-indischen Armee, der dort viele Jahre verbracht hat, in einem Buch, das er soeben unter dem Pseudonym „Ganvat“ veröffentlicht. Seit Jahrhunderten erfreut sich Ladaß der Vielmännerei, und die Stellung der Frau ist durchaus die herrschende. „Die Damen von Ladaß“, berichtet der Major, „sind unumschränkte Herrscherinnen in ihrem Haushalt, und sie halten ihre Männer kräftig im Zaume. Sie haben ihr eigenes Geld, betreiben ihre eigenen Geschäfte, und ihr Wort ist wie das Amen in der Kirche. Die Ladaßi kennt nichts von der Abgeschlossenheit, in der sonst die Frau im Orient lebt. Sie bewegt sich frei und offen auf der Straße, spricht die Männer an, wenn es ihr beliebt, und trägt ein gebietendes und strenges Wesen zur Schau. Dabei können diese Frauen auch sehr liebenswürdig sein, sie mißbrauchen ihre Gewalt nicht und regieren lieber mit Güte als mit Gewalt.“ Die einzelnen Dörfer sind für sich bestehende Gemeinschaften, die sich von ihren Obstgärten, ihren Feldern und ihrem Zwergevieh selbstständig erhalten. Die notwendige Wasserversorgung erfolgt durch das Schmelzen der Gletscher im Sommer, und wenn einmal die Gletscher nicht ihre Arbeit leisten, dann werden große Prozessionen veranstaltet, um die bösen Dämonen zu vertreiben, denen man alles Unglück zuschreibt. Diese Aufgabe liegt in den Händen der Lamas, die sowohl als freie Priester in den Dörfern als auch als Mönche in den Klöstern leben. Sie tragen schmutzige rote Gewänder und rote oder gelbe Spitzhüte und teilen sich mit den Frauen in die Regierung des Landes, während die Ehemänner wenig zu sagen haben.

Wie viel Martin Luther jährlich verdiente. Es berührt uns heute selten, wenn wir hören, welche Einnahmen die großen Männer der vergangenen Jahrhunderte hatten. Der Lohn für geistliche Arbeiten war in früheren Jahrhunderten sehr gering. Bekanntlich kam Schiller niemals aus seinen Schulden heraus und in seinem Kalender verzeichnete er mit großer Liebe die geringen Summen, die ihm für seine Dichtungen zufließen. Selbst wenn man in Betracht zieht, daß früher das Geld einen viel höheren Wert hatte und darum nicht mit ähnlichen Summen von heute verglichen werden kann, so waren doch die Honorare, welche selbst die berühmtesten Männer früher bezogen, auch im Verhältnis zu dem Werte des Geldes sehr gering. Charakteristische Beispiele dafür bieten die Einnahmen, welche Männer, wie Luther, Calvin und andere, zu manchen Zeiten ihres Lebens hatten. Von Luther war bekannt, daß seine Einnahmen mehrere Jahre hindurch nicht mehr als 140 Gulden betrugen. Später stieg sein Einkommen auf 200 Gulden und erreichte damit seinen Höhepunkt. Noch viel weniger erhielt Calvin. Er bezog als Professor an der Universität Straßburg (1538—1541) ein jährliches Gehalt von 80 Gulden und einige Fässer Wein. Franz Lambert, ein Zeitgenosse Luthers, der an der Wittenberger Universität im Jahre 1516 sein berühmtes Kolleg über das Evangelium des Lucas las, erhielt von jedem Zuhörer ein Honorar von 12 Groschen pro Semester. In Wien kostete um dieselbe Zeit eine Vorlesung über Philosophie pro Semester gar nur 4 Groschen. Der ebenfalls an der Universität zu Wittenberg angestellte Professor Richard Crocus war gezwungen, sein Kolleg über griechische Sprache gratis zu halten, um nur Zuhörer zu bekommen, was übrigens heutzutage auch nicht selten der Fall ist. Kurfürst Friedrich der Weise beschenkte ihn dafür zur Aufmunterung am Schluß des Semesters mit 5 Dukaten, worüber Richard Crocus so erfreut war, daß er auf die Freigebigkeit dieses Gönners ein großes Loblied dichtete. Doch muß man dabei bedenken, daß die Summe von 5 Dukaten heute ungefähr 1000 M. repräsentieren.